Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 105 (1979)
Heft: 38

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

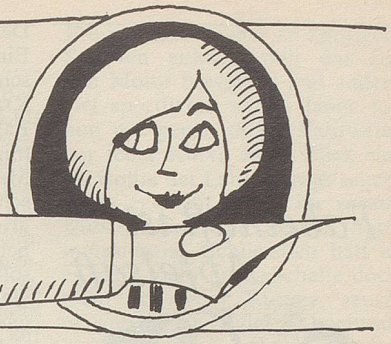
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau



Diario I

Tagebuch – splitternde Gedanken fügen, schriftliches Nacherleben, Lebenshilfe, Lebensbewältigung, Lebensersatz vielleicht auch. Klärung jedenfalls . . .

Dienstag

Unkraut jätend (was denn sonst), Wurzeln rucken aus der Erde, leichtes Missbehagen, wenn sie Widerstand leisten, Genugtuung, wenn sie sich willig zeigen, seltsame Befriedigung ob dieses säubernden Tuns, aber immer noch leises Schaudern vor dem ewig kringelnden Wurm . . . Steine plumpsen in den Kessel, suche beiläufig nach treffenderen Wörtern für «plumpsen» kollern poltern – was rumpelt und pumpelt in meinem Bauch herum. Wie selbstverständlich finde ich anderswo Verben angewendet, die mir im Alltag nicht geläufig sind, schrammen riffeln raffeln wetzen wuchten hieven schlappen und so weiter und so fort.

Die Stockhornkette begrenzt meine Fernsicht, dahinter die Ferne also, die Kollegen reisen wieder, dahin und dorthin, einer nach Indien gar, auf Eggimannspurenhenusode? Die billige Ironie ist blosser Selbstschutz, nur jetzt nicht daran denken, aber eben dann doch, je mehr ich mich dagegen wehre; diesen Sommer sind es zehn Jahre her, seit ich landete in New York, dann im Grey Hound bis Buffalo und ab über die Grenze nach Kanada, zu euch allen, Gale, Joana, Mary Ellen, Brian Kennedy, und Lois' Bruder war Drummer in Frisco . . . wo seid ihr geblieben? Seither diese quälende Sehnsucht nach Ferne, jeden Sommer, jeden Herbst – und auch zur Unzeit davon befallen, meine Seele tätowiert von Erinnerung, auf ewig eingebrannt – ich weiss, Tausende reisen, hin und her, ich suche Veränderung in ihrem Wesen, nach so viel Erlebtem, oder war es Flucht? Wozu reiste ich?

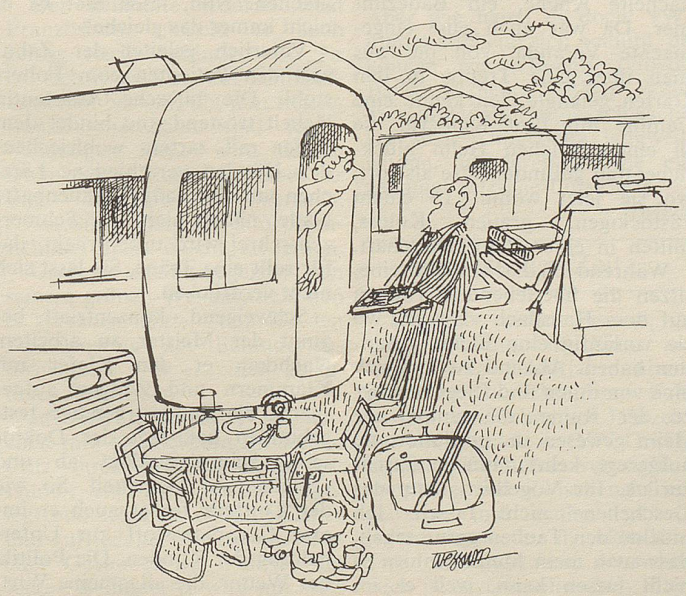
Und dann die Geschichte mit V., eine knapp vierjährige, von gegenseitigen Zweifeln durchsetzte, immerhin beinahe schwesterliche nachbarliche Beziehung, allmählich zusammengebrochen unter deinen unsinnigen Verfolgungsideen, oder war deine Verzweiflung echt? Meine Neigung, von mehreren Lösungen die ungünstigste zu wählen, Briefe, wortreiche Entladungen auf Makulatur, durchgestrichen und vernichtet; ernüchtert mich aufgerafft zu Gesprächen, Gespräch im besten Fall, oft nur Gerede auf zu tiefer Ebene, die Beziehung jetzt in der Leere stehend, freundlich, unverbindlich . . .

Die Umstände radikalisierten mich: Ausrede für unentschuldbare Grobheiten, wenn nicht Brutalitäten? Die Frage nach Gewalt beziehungsweise Gewaltlosigkeit drängt sich tagtäglich auf, im innerhäuslichen Bereich besonders, wenn Kinder hereinbrechen in meinen Frieden, quengeln, trotzen, toben, Frontalzusammenstoss zweier momentaner Gemütszustände, die Vorzeichen können anders gesetzt sein, ich versage zumeist, warum drängt ihr mich in diese Hexenrolle, warum meine ich, mich dazu drängen lassen zu müssen. Kinder, meine geliebten Butzentiere – aber wir sind keine *Tiere,* Mama, entgegnen sie mir. Eben. Nachts schnauft ihr so innigtief in euren Betten, rüstet euch für den kommenden Tag. Frieden.

Und nun schon wieder eine Narkose . . . Warum auch habe ich nicht geglaubt an rote Waldschnecken und bösen Warzenblick? Weg wären sie nun, die hässlichen Höckerchen, die krötig auf Fingerchen lagern, dem Kind die Angst, die Narkose, das schauerliche Erwachen erspart geblieben, aber all dies ist ja seit Wochen vorbei, neue Warzen stossen schüchtern nach . . . Die nächste Narkose soll den Mandeln gelten, wir üben uns gegenseitig in Zuversicht, das Kind und ich. Aber abends, liegend, empfinde ich Gefühle der Angst, der Schuld, der Schuld vor allem.

Und ich lernte dies auswendig: «. . . dann sieh, dass du Mensch bleibst. Mensch sein ist vor allem die Hauptsache. Und das heisst: Fest und klar und heiter sein, ja heiter trotz alledem und alledem; denn das Heulen ist Geschäft der Schwäche. Mensch sein heisst sein ganzes Leben ‹auf des Schicksals grosse Waage› freudig hinwerfen, wenn's sein muss, sich zugleich aber an jedem hellen Tag und an jeder schönen Wolke freuen . . .» Rosa Luxemburg.

Ein Gewitter zieht auf, ich lasse liegen Unkraut, Kessel, Stein und Wurm, renne, Heu zusammenzurechen, da, die ersten Tropfen schon . . . *Susi*



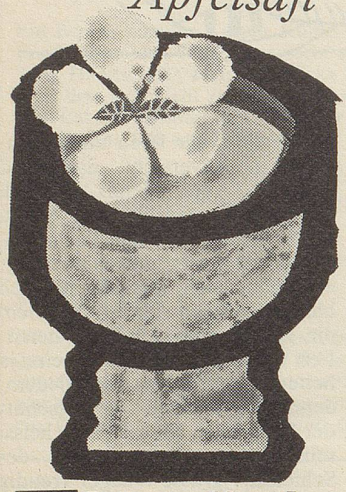
«Sicherheitsnadeln, Jod, Heftpflaster, Wundsalbe, Aspirin . . .»

Die alten Häuser aber sind nicht mehr

Ja, ich weiss, im Lied sind es die alten Freunde, die «nicht mehr sind», indes die alten Häuser noch stehen. Das Lied stammt aus einer weniger abbruchfreudigen Zeit als der unseren. Wenn ich heute an einem alten Haus vorbeigehe, in dessen Nähe Profilstangen in den Himmel ragen, überkommt mich jeweils ein Gefühl, gemischt aus Wut und Trauer. Wut über jene, die diese oft völlig intakten Häuser abreissen und an ihre Stelle nüchterne, aber einträgliche Wohnblöcke setzen lassen. Wut auch, weil, wer weder Geld noch Verbindungen hat, nichts dagegen unternehmen kann. Trauer, weil mit diesen Häusern immer auch ein Stück Gemütlichkeit und Geborgenheit verschwindet. Denn was nachher aus den Ruinen blüht, ist meist nicht neues Leben, sondern teure Zweckmässigkeit aus Beton und Stahl.

So war es bei jenem schönen alten Haus, das, hinter Bäumen verborgen, ein Dasein in romantischer Abgeschiedenheit «genoss». Weisse Rosen und lila Glyzinien rankten an seiner Südfassade empor, und in einer Ecke

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb

bsunders guet

plätscherte verträumt ein Brunnen. Eines Tages lag die ganze Idylle da – ein Schutthaufen.

So war es auch bei jenem Quartierrestaurant, das am Ende seines Bestehens immerhin eine Mitteilung in den Nachrichten von Radio DRS wert war: Dass im Morgengrauen fünfzig (50!) Polizisten das Gebäude gestürmt und mit vereinten Kräften die fünf (5!) friedlich schlafenden Besetzer an die frische Luft getragen hatten. Macht pro Mann zehn Träger – wenn das nicht eine Ehre ist! Auf jenem Platz erhebt sich jetzt ein roter Block, und anstatt in einem schattigen Wirtshausgarten trinken die Gäste ihr Feierabendbier in einer Landschaft von grauen Steinfliesen.

Jetzt ist das Haus dicht neben uns an der Reihe. Manches Jahr hatten wir es genossen, von unseren Balkonen aus in Nachbars Garten hinunterzuschauen. Im Frühling warteten wir auf das Ausschlagen des dunklen Flieders. An warmen Sommerabenden sandte der Jasmin seinen schweren Duft herauf. Im Herbst hingen die Bäume voller Zwetschgen und Aepfel. Im Parterre des Hauses wohnte eine Familie mit Kind und Katze, unter dem Dach ein gutes Dutzend Tauben. Eines Tages, im letzten Sommer, schreckte mich der Lärm eines Kranes aus dem beschaulichen Balkonleben auf. Schräg über mir hing ein junger Mann, der Messungen vornahm und zwischendurch auf mich herabgrinste. Die Profilstangen waren bereits gesetzt. Haus und Garten sollten einem Wohnblock mit vielen Auto-Einstellplätzen weichen.

Jemand von den Anwohnern ging von Tür zu Tür und sammelte über fünfzig Unterschriften für eine begründete Einsprache. Man hatte noch eine kleine Hoffnung ...

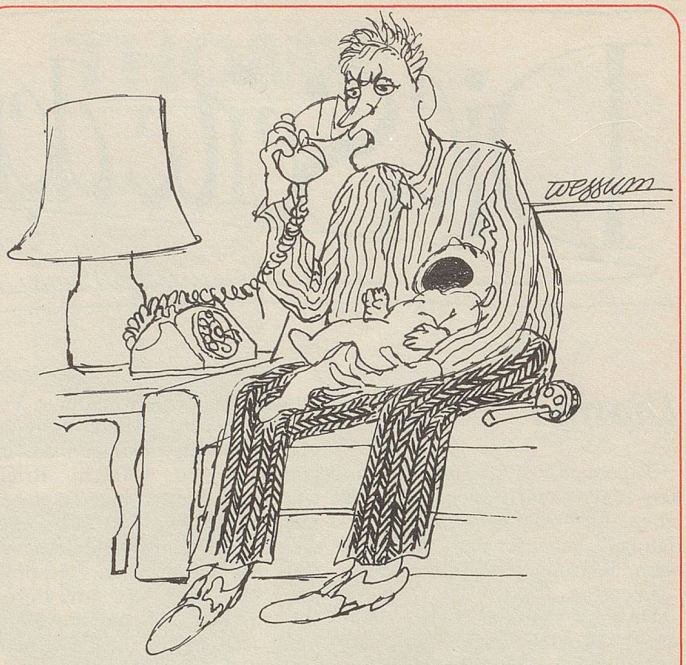
Leider hat der Eifer nichts genützt. Ohnmächtig schauen wir heute auf das, was vor ein paar Tagen noch ein solides Gebäude war – auf eine Kriegsruine. Langsam und ausdauernd bohren sich die Zähne des Baggers in die fest gefügten Backsteinmauern, wie ein gefrässiger Dinosaurier sieht er aus. Die eine Hälfte des Gartens ist bereits ein wüstes Durcheinander von umgehauenen Sträuchern, zerbrochenen Ziegeln und Backsteinen, Röhren, Holz, Heizkörpern. Eine Taube liegt auch da, tot, zerschmettert. Nächste Woche wird der Rest an die Reihe kommen. Die Aepfel werden heuer nicht mehr reif ...

Am Abend, bevor der Platz endgültig gesperrt wurde, schlich ich in der Dämmerung durch die offene Hintertür ins Haus und sah mich um. Da waren völlig intakte Gipsdecken, blendend weisse Wände, unten mit dunklem Holz verkleidet. Es gab Wandschränke aus dunklem Holz, grosse Heizungsradiatoren, feste Parkettböden, eine hübsch gekachelte Küche, ein Badezimmer. Da war auch eine eingemachte Veranda, von der aus man über eine Treppe in den Garten gelangte. Ich kenne eine Familie mit fünf Kindern, die in einem solchen Heim glücklicher und gesünder wäre als dort, wo sie jetzt wohnt: In einem 18stöckigen, grauen Koloss, mitten in einer Betonlandschaft.

Während ich dies alles schreibe, sitzen die überlebenden Tauben auf dem Hausdach vis-à-vis, wo sie vorläufig eine Bleibe gefunden haben. Ab und zu löst sich eine von ihnen und fliegt hinüber zu der Ruine, die einmal ihr Heim gewesen ist, umflattert sie aufgeregt, kehrt dann enttäuscht zurück. Ihr Vogelhirn kann das Geschehene nicht fassen. Ich möchte den Tauben gerne sagen, dass auch mein Menschenhirn es nicht fassen kann, weil es im Rechnen nie ein Ausbund gewesen ist.

Uebers Jahr werden wir im Hinterhof wohnen.

Annemarie A.



«Ist mir völlig egal, wenn die Chefin an einer Konferenz ist – melden Sie ihr, ihre Tochter möchte sie sprechen!»

Die Unerlösten

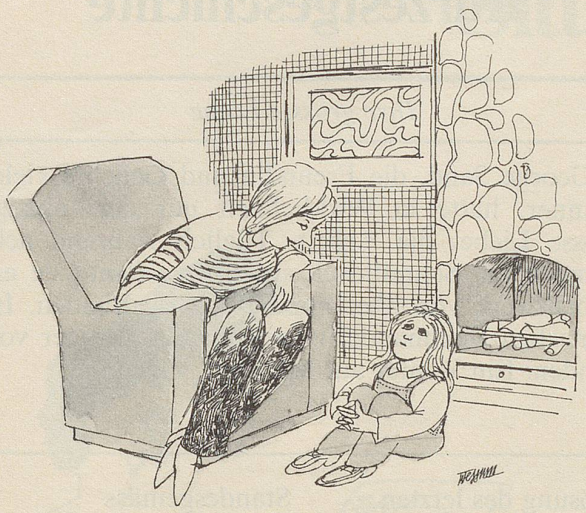
Gehen Sie einmal oder zweimal jährlich zum Zahnarzt? Eigentlich spielt das keine Rolle – ich meine die Häufigkeit der Besuche. Da Sie aber bestimmt irgendwann in Ihrem Leben beim Zahnarzt waren, gehören Sie mit aller Wahrscheinlichkeit zu dem namenlosen Heer der Unerlösten. Worum es sich handelt? Sie werden sich sogleich selbst erkennen. Dieser Bericht soll aus den Unerlösten Erlöste machen. Nun, lesen Sie! Ist es nicht immer das gleiche?

Väterlich geleitet der Zahnarzt den Patienten zum Folterstuhl. Die hübsche Assistentin lächelt tröstend und bindet dem Opfer mit zarten, wohlriechenden Händen verschiedene Lätzchen um. Die lange, grauenhafte Nadel nähert sich, der Schmerzensschrei wird unterdrückt, dafür rollt eine Träne. Sie lässt sich nicht verdrücken.

Schweigend, konzentriert beginnt der Meister zu arbeiten. Nachdem er den Kiefer mit Klammern und Zangen aufgesperrt, die Zunge irgendwo festgebunden hat, legt der Doktor seine Schweigsamkeit ab und verfällt dem Gegenteil. So wie der Coiffeur findet auch er immer Gesprächsstoff zur Unterhaltung der Kunden. Die Politik, das Wetter, die allgemeine Wirtschaftslage oder den neuesten Filmschock. Der Dulder findet bei weitem nicht alles zutreffend, was der Zahnarzt behauptet, und möchte dies natürlich zum Ausdruck bringen: «Angga angga.» «Was sagen Sie?» fragt der Meister. «Aha, ja, eben eben. Sie haben ganz recht. Je länger ich darüber nachdenke, desto eher komme ich zum selben Schluss.» Der Patient, der wie gesagt, überhaupt nicht einverstanden ist, hat den Drang, sofort zu widersprechen: «Anggangg!» «Jawohl, sehr richtig», antwortet der Zahnarzt zufrieden und beginnt zu bohren. «Das meine ich auch. Sie haben mich verstanden.» Er bohrt weiter. Der Patient liegt zornig da, seine Hilflosigkeit macht ihn wütend. «Angga angga, chrrr, chrrr!» «Wie meinen Sie?» lächelt der Quälgeist erstaunt. Und zur Assistentin: «Amalgan, zweimal bitte!» Daraufhin wendet sich der Doktor wiederum fürsorglich dem Patienten zu, schmunzelt freundlich und bemerkt: «Natürlich, ja. Ich weiss, was Sie sagen wollen. Sie sehen das vollkommen richtig, wir sind uns wirklich einig.»

Der Patient schüttelt protestierend den Kopf und zeigt vorwurfsvoll auf die Klammern und die festgebundene Zunge. «Die Klammern müssen noch drinbleiben, mein Lieber. Nur nicht ungeduldig werden», mahnt der Arzt. «Ich bin nicht fertig mit dieser Füllung. Aber wir sind bald soweit. Ursula, halten Sie dem Patienten den Kopf fest, er ist heute ein bisschen nervös. Jaja, der Föhn und der Stress, es geht uns ja allen gleich.»

Zwei Minuten später steigt der Patient vom Stuhl und platzt fast vor Begierde, endlich seine



«Und als sie heimkam, kochte Mama für Gretel eine wunderbare Mahlzeit. Hänsel wurde selbstverständlich auf Diät gesetzt ...»

Ansichten bekanntgeben zu können. Aber unter der Türe wartet der nächste, und der traktierte Mensch muss, wie alle anderen Patienten, zwar mit geflicktem Zahn, aber unerhört und unerlöst nach Hause wanken. *Jutta*

Gegen Unzufriedenheit

Wenn ich einmal unzufrieden bin, mit der Welt und mir selbst nicht mehr zurechtkomme, dann greife ich zum Telefonhörer, rufe Matthias an und biete ihm meine Hilfe beim Transport von Behinderten an. In seiner Freizeit fährt er mit einem orangen VW-Bus Invalide, die an den Rollstuhl gefesselt sind oder sich mit den Krücken nur mühsam fortbewegen können, zu ihren Versammlungen, festlichen und anderen Anlässen. Er holt die Behinderten an ihren Wohnorten ab und bringt sie später dorthin zurück. Wenn ihn dabei eine gesunde Person begleitet, die beim Türeöffnen, Schieben und Heben der Rollstühle und Betreuen während der Fahrt hilft, ist er stets froh.

Die Arbeit der Begleiterin ist nicht gross, und doch kehre ich jeweils mit einem Glücksgefühl von einem solchen Transport zurück; meine Unzufriedenheit ist wie weggeblasen: Jedesmal erlebe ich, mit wieviel Energie, Mut und Ausdauer sowohl körperlich als auch geistig Behinderte ihr Leben zu meistern versuchen. Sie wollen keine Aussenseiter der Gesellschaft sein, sie suchen den Kontakt mit den Mitmenschen.

Da ist zum Beispiel Béatrice, die gerne Coiffeuse geworden wäre, was ihr aber durch ihre Behinderung versagt blieb. Dafür probiert sie nun an sich selbst Frisuren aus. Sie versteht es fabelhaft, sich zurechtzumachen, und könnte mit einer Titelblattschönheit konkurrieren.

Da ist der blinde Rudi. «Fit bleiben», lautet seine Devise. Täglich fährt er mindestens eine halbe Stunde lang Velo, und weil er eben nichts sieht, besteigt er ein Tandem, und als Lenker amtet einer seiner Brüder.

Der gelähmte Konrad lernt Französisch, obwohl er auch geistig leicht behindert ist. Er hat sich einen Kurs auf Tonbandkassetten bestellt, übt nun fleissig französische Sätze und Redewendungen. Sicher wird nie ein Dolmetscher aus ihm, aber er wagt immerhin den Versuch, etwas Sinnvolles, das ihm offensichtlich Spass macht, zu lernen.

Umberto erzählt begeistert von seinem grünen Wellensittich, den er sprechen lehrt, – und für den Jahresausflug des Behindertenturnvereins will er einen geeigneten Ort finden.

Invalide sind aktiv, sie machen mit, sie meistern ihr Leben trotz ihrer Behinderungen mit Humor, sind zu Scherzen aufgelegt und scheinen oft glücklicher und zufriedener zu sein als mancher Gesunde. Bei Fahrten im Kreise Behinderter wird mir stets bewusst, wieviel meine Gesundheit wert ist, und ich muss mich meiner Unzufriedenheit schämen. *Ursula*

Schwächen

Als ich kürzlich auf dem Balkon sass, die duftgetränkte Luft jenes Sommerabends einatmete und an einem Glas Porto nippte, begann ich wieder einmal über das Ideal meiner selbst zu sinnieren: grossmütig, arbeitsam, immer guter Laune, von angenehmem Aeussern (hier lässt sich allerdings nichts Grundlegendes ändern!), kurzum: ein Engel auf Erden.

Das Idyll währte nicht lange. Das plötzliche, durchdringende Geschrei meines Jüngsten liess meine engelhaften Gedanken in andere Sphären entweichen. Auf dem Boden der Wirklichkeit stiess ich als erstes mein Glas auf dem Tisch neben mir um, so dass die rote Kostbarkeit vom Tischtuch auf den Boden tropfte, dann eilte ich händeringend Richtung Kinderzimmer, um ein von Alpträumen geplagtes Kind zu beruhigen. Mein Nesthäkchen schien sich längst an meine gespannten Nerven gewöhnt zu haben. Jedenfalls verfehlte meine Gegenwart (trotz geballter Fäuste) die wohltuende Wirkung nicht. Nachdem ich die Spuren des kleinen Weltuntergangs auf dem Balkon unter Mithilfe einiger Flüche zum Verschwinden gebracht hatte, schritt ich zum erprobten Beruhigungsprogramm: Ich legte ein «gepresstes» Brandenburgisches Konzert auf den Plattenteller und versuchte, die Dissonanzen und finsteren Molltonfolgen in meiner Seele, dem Beispiel Bachs folgend, in heitere, versöhnliche Harmonien umzuwandeln. (Musiksachverständige werden jetzt den Kopf schütteln!)

Mein Ideal scheint, gleich vielen anderen, unerreichbar zu sein. Aber wie heisst es doch: «Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.» (Goethe, Faust, 2. Teil, 5. Akt.) Würde gar ein Mensch ohne Schwächen auf seine Umgebung langweilig wirken, uninteressant wie eine zehnmal gelesene Illustrierte? *Brigitte*

Spare in der Zeit ...

Ich habe einen Freund, der sich in bezug auf Autos auskennt. Alle Schaltjahre einmal gibt er mir die Ehre, mein Fahrgast zu sein. Schon vor Jahrzehnten hat er mich im VW-Urkäfer in die Geheimnisse von Schleifkupplung und Zwischengas eingeweiht, und seither gibt er jedesmal selbstlos die aktuellsten Tips in technischen, neuerdings auch in energiepolitischen Finessen an mich weiter.

Seit dem letzten Schaltjahr hat sich an der immer sehr gepflegt dozierten Schalttechnik Wesentliches geändert. Während mein Freund mich früher zu häufigem Schalten anhielt, weil das für den Motor besser sei und zudem viel sportlicher wirke, fange ich nun mit genau dieser Fahrweise vor jeder Kurve einen Blick ein, als wollte der Lehrer etwas sagen, wenn er nicht schon im voraus wüsste, dass die Sache hoffnungslos ist. Schliesslich hält er es nicht mehr aus: «Schalte doch nicht vor jeder Kurve», seufzt er, «du fährst ja viel zu hochtourig.» Ueber meine Meinung, dieser Wagen müsse hochtourig gefahren werden, schüttelt er befremdet den Kopf: «Und die Energiekrise? Und die Benzinknappheit? Liest du eigentlich auch ab und zu eine Zeitung?»

Darauf folgt eine energiebewusste, minuziöse Liste von Tricks und Tips zum Sparen von Benzin, die mir fast alle einleuchten. Zum Beispiel die Geschichte mit dem Bremsen. «Fahre immer so, dass du möglichst wenig bremsen musst. Jedes Bremsmanöver bedeutet vernichtete Energie, verstehst du? Also: bei Rot schon von weitem vom Gas weg, damit du nach optimaler Möglichkeit gerade mit dem letzten Schwung vor der Ampel landest.» Ja, das leuchtet mir wirklich ein. Ich hoffe, dass künftig alle meine Vorder- und Hintermänner den Grund für meine optimal schwungvolle Fahrweise erkennen und sich danach richten. – «Uebrigens lohnt es sich, bei jedem Rotlicht, das eine Frequenz von mehr als sechs Sekunden hat, die Zündung auszuschalten.» Meinen Einwand, ich hätte geglaubt, Zündung brauche sogar allerhand Energie, lässt mein Freund der Breite nach unter alle vier Räder fallen. Das sei weder seine eigene Idee noch eine Glaubenssache, das sei berechnet und erwiesen: sechs Sekunden, fertig.

Kurz vor seiner Haustür erklimmt er den Gipfel der Weisheit: «Und vergiss nicht, sooft als möglich im vierten Gang zu fahren. Natürlich darf der Motor nicht gerade stottern, wohl aber manchmal ein bisschen heiser tönen.» Mit einer flach schlängelnden Handbewegung deutet er einen unsicheren Grenzbereich an, den ich offenbar noch genauer kennenlernen soll. «Natürlich zieht das Auto nicht mehr so gut an, aber man spart unheimlich viel Most.»

«Jetzt hör doch auf», knurre ich dazwischen, «du willst mich wohl verkohlen! Mit so etwas geht der Motor innert kürzester Frist drauf!»

«Ja-a», gibt er zögernd zu, «dem Motor tut das natürlich nicht gut. Das ist aber in der heutigen Zeit nicht so wichtig. Motoren kannst du schliesslich auch in hundert Jahren noch kaufen. Aber Benzin?» *UH*